Freibauerntum und Freibauernstaaten



Lewwer duad üs Slav

von

Ernst Schaper



Pestalozzi-Fröbel-Verlag / Leipzig C1

Freibauerntum und Freibauernstaaten



Lewwer duad üs Slav

von

Ernst Schaper

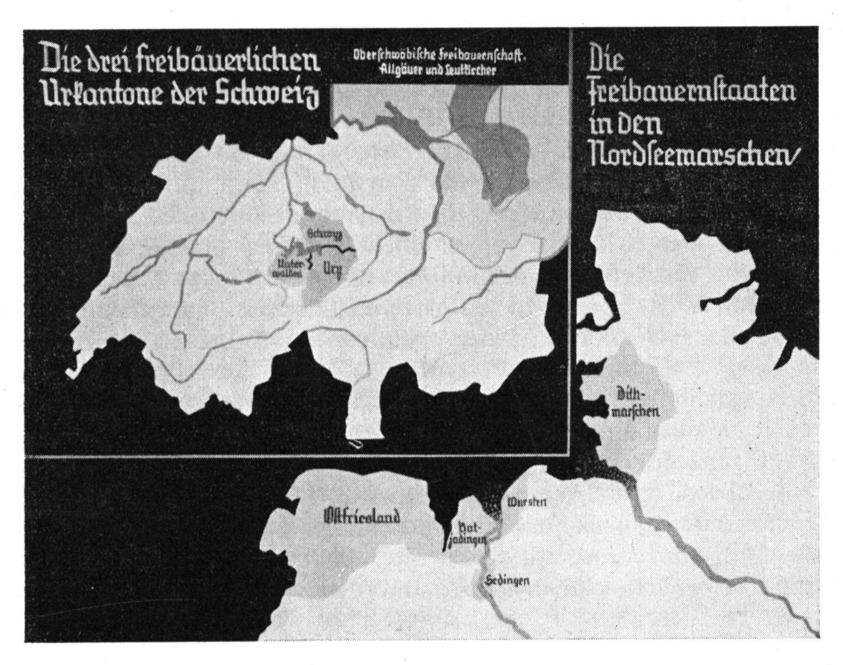


Pestalozzi-Fröbel-Verlag / Leipzig C1

Das Bild auf der Titelseite ist nach einem Original von Kunstmaler Jung-Ilsenheim wiedergegeben.

Deutsches Freibauerntum im Mittelalter

Die im Lauf einer mehrhundertjährigen Entwicklung eingetretene Umwälzung in politischer, rechtlicher, sozialer und kultureller Hinsicht hat während des Mittelalters in den weitaus größten Reichsgebieten aus dem Bauern einen grund- und leibherrschaftlichen Untertanen werden lassen. Rechtsverschlechterungen, drükkende Fronarbeiten und hoher Abgabenzwang, neben der wirtschaftlichen Bedrückung seitens der entarteten geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, lagen gleich einer untragbaren Bürde auf dem von Not und Elend gekrümmten Rücken des Landmannes. Nur wenige Angehörige des vom Adel und Bürgertum verachteten Bauernstandes konnten es sich innerhalb der Unzahl kleiner und kleinster Gebietsherrschaften des zerrissenen Reiches herausnehmen, ihren Kopf frei und gerade emporzurichten. Solche vereinzelten



Freibauerngeschlechter, die sich durch besondere Umstände der fortschreitenden Entrechtung und Freiheitsberaubung zu entziehen vermochten, sind nur lose verstreut in dem mittelalterlichen deutschen Reichsgebilde nachweisbar. Zu ihnen gehörten die Bewohner der reichsunmittelbaren Freihöfe, Freibauerndörfer und kleinen Landflecken in Oberschwaben, Franken und Niedersachsen.

Außer diesen Inseln der bäuerlichen Freiheit inmitten einer verknechteten Umwelt erhoben sich an den äußersten Grenzen des Reiches, in den hohen Alpen und in den Marschgebieten der Nordsee selbständige, in sich geschlossene und krafterfüllte Freibauernstaaten, die jahrhundertelang allen Unterwerfungsversuchen ihrer fürstlichen Nachbaren gegenüber standgehalten haben. Von diesem Freibauerntum, das eine lebendige Brücke zwischen unseren Bauern der Gegenwart und seinen germanischen Vorfahren bildet, und von seiner stolzen und reichen Geschichte soll hier erzählt werden.

Die Wurzeln des Freibauerntums reichen weit in die germanische Frühzeit unseres Volkes zurück. Von seinem Eintritt in die Geschichte bis zum Zeitalter der Hohenstaufen sind noch alle Volksgenossen Bauern gewesen. Abgesehen von dem sich allmählich herausbildenden Rittertum setzte sich die völkische Gemeinschaft nur aus einem Berufsstand zusammen. Seine Angehörigen stellten aber keinesfalls eine wertmäßig gleiche und im Ansehen einheitliche Masse dar, sondern sie unterschieden sich nach ihrer Herkunft und Leistung und durch die Güte ihres Blutes. Gab es auch nur den einen bäuerlichen Berufsstand, so lebten in ihm doch verschiedenartige, im freien Kräfteverhältnis zueinander stehende Geburtsstände. Diejenigen, die durch ihre hervorragende Redlichkeit und durch Klugheit, Tatkraft und Entschlossenheit zu natürlichen Führern ihres Volkes aufgestiegen waren, zählten auf Grund ihrer blutsgebundenen Auslese zu den Edelingen, zum Adel. Sie bildeten zusammen mit der großen Masse des Geburtstandes der Gemeinfreien die tragende Schicht des germanischen Freibauerntums. Daneben gab es noch den dritten Geburtsstand der Untertanen, die als Hörige, Grundholde, Leten und Lassen bezeichnet wurden. Überwiegend handelte es sich hierbei auch um persönlich freie Leute, die aber dinglich in erblicher Abhängigkeit zu einem Edlen oder Gemeinfreien standen.

Im Mittelalter gingen aus dem Bauerntum weitere Berufsstände hervor. Zuerst sonderten sich die Geistlichen ab, und später lösten sich die reisigen Kriegsknechte als ritterschaftlicher Berufsstand aus der bäuerlichen Umklammerung. So entstand zur Stauferzeit der Spruch:

„Gott hat drei Stände erschaffen,
Gebure, Ritter und Pfaffen."

Trotz der neuen berufsständischen Vielheit nahm der Bauernstand im zehnten Jahrhundert also noch den ersten Rang ein. Viele seiner uradeligen Sippen haben sich unter den ersten deutschen Königen in den Fürstenstand erhoben. Noch im dreizehnten Jahrhundert heißt es in einer elsässischen Rechtsquelle: „Die freien Bauern sind der Fürsten Genossen." Und im Sachsenspiegel, dem alten Rechtsbuch des Eike von Repkow aus der gleichen Zeit, heißt es: „Fürsten, Freiherren und schöffenbare Leute sind gleich in Brauch und Wergeld." Schöffenbare Leute, d. h. die gehobenen Freibauern, wurden also rechtlich und im Ansehen als gleich edel und wertig mit den Fürsten und Freiherren erachtet. Sie alle bildeten zusammen den noch in germanischer Zeit wurzelnden Geburtsstand des Blutsadels.

Die Güte des Blutes und die davon abhängende Leistung und Charakterveranlagung, nach der im germanischen Volksleben die Wertung des Menschen erfolgte, war im Mittelalter nicht mehr allein maßgebend für die Stellung des einzelnen im Rahmen der Gemeinschaft. Im dreizehnten Jahrhundert unterschieden sich die edelfreien Bauern nach dem Sachsenspiegel nur noch durch größeren Grundbesitz von den Gemeinfreien. Als schöffenbar werden allein die Großbauern bezeichnet, denen mindestens drei Hufen, d. h. drei Ackernahrungen, gehörten. Solche zweispännigen bäuerlichen Stellenbesitzer bildeten die Oberschicht in den mittelalterlichen Freibauerndörfern. Als schöffenbare und edelfreie Bauern sprachen sie bis zur Einführung des spätrömischen Paragraphenrechts in dem vom König, Landesherrn oder Grafen abgehaltenen Thing das Recht, und gleichzeitig wurden von ihnen die inneren Verwaltungsangelegenheiten der Dorfgemeinschaften geregelt.

Die Schöffenbarkeit verpflichtete den edelfreien Bauern in jedem Fall, das ihm von der Gemeinde übertragene Amt anzunehmen und es ehrenamtlich zu verwalten. Mit der Schöffenbarkeit war aber auch die Schildbürtigkeit verbunden. Die Geschichte zeigt eindeutig, daß unsere Freibauern das Schwert ebenso gut wie ihren Pflug zu führen wußten. Auch im Mittelalter haben sie noch an den großen Heerfahrten teilgenommen oder daheim die Landwehr gestellt. Damals war das Heer schon in militärische Ränge eingeteilt, die als Heerschilde bezeichnet wurden. Den ersten Heerschild hatte der König, der zweite und dritte gehörte den weltlichen und geistlichen Fürsten, und der vierte Heerschild wurde von den Freiherren geführt. Nach ihnen folgten die schöffenbaren und edel-

freien Bauern, die den fünften Heerschild besetzten und damit im Range vor den zum sechsten Heerschild gehörenden Rittern standen.

Den edelfreien Großhufnern standen innerhalb der Freibauerndörfer die einspännigen Hofbesitzer, die gemeinfreien Bauern, am nächsten. Diese galten ebenso wie die Großbauern als persönlich freie Leute, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht schöffenbar und schildbürtig waren. Trotzdem stand ihnen in der mittelalterlichen Heeresverfassung hinter den ritterschaftlichen Dienstmännern der siebente Heerschild zu. Den allgemeinen Landesaufgeboten brauchten sie aber nicht mehr zu folgen. Sie hatten nur noch für den Schutz der heimischen Grenzen zu sorgen, während sie für die Kriegszüge selbst in Gruppen von je vier bis sieben Hufnern einen berittenen Reisigen zu stellen und auszurüsten hatten. Es dauerte aber nicht lange, da erhoben sich diese Dienstmänner über die pflügenden Bauern, und aus den Reisigen wurden Ritter und Grundherren, denen die Bauern zu fronen hatten. Darüber soll aber in einem anderen Heft gesprochen werden, denn hier wollen wir nur von dem stolzen Freibauerntum erzählen.

Bis in das späte Mittelalter hinein gehörten unsere Freibauern zum anerkannten Hochadel. Ihre Blutswerte befähigten sie zu den größten Leistungen, und viele Grafen und Fürsten sind aus ihren Reihen hervorgegangen. Das mittelalterliche Sprichwort: „Adel kommt vom Bauern her" zeigt, daß man sich damals trotz fortschreitender Rechtsverschlechterung und Freiheitsberaubung noch der Vererbungsgesetze bewußt war und die von den Ahnherren überkommene und auf die Söhne und Enkel zu übertragende bäuerliche Tüchtigkeit, Redlichkeit und Tapferkeit als die Grundlage jedes echten Führertums erachtete. Um das Jahr 1400 sagt der Chronist Johann von Creutzburg in seinem Ritterspiegel:

„Adel wird dem ersten Ahnherrn nicht angeboren. Er steigt auf und fällt. Der eigene Mann (Untertan) kann durch die Hand des Herrn freigegeben werden und dann, selbst wenn er nicht ein Freigut erwirbt, als frommer Zinsbauer leben. Seine Kinder ziehen in die Stadt, mehren das Gut im Schutze der Stadtfreiheit, und wieder ihre Kinder reiten in einen Herrenhof und treten in den Dienst eines Edlen, und sind sie brauchbar bei Fechten und Streiten, so belehnt sie ihr Herr mit einem Freigut, das ihm durch den Tod des Besitzers zufällt. So werden sie Mannen eines edlen Herrn. Und halten sich wieder ihre Kinder tüchtig, so werden diese zu Rittern geschlagen. Erlangt der Ritter aber Schlösser und wird er ein wohlhabender Mann, so wird er mit allen seinen Kindern edel gemacht. Jetzt kann er Mannlehen verleihen und selbst ritter-

mäßige Leute halten. Entziehen diese sich nicht ihrem Dienst und helfen sie ihm in seinen Kriegen, so wird wieder sein Sohn ein Graf des Reiches. Gewinnt dieser das Ansehen eines großen Herrn, erwirbt er das Land eines Fürsten oder belehnt ihn der König damit, so wird er gefürstet, und stirbt der König oder Kaiser, so kann ihm Gott die Ehre bescheren, daß er an seiner Stelle gekürt wird. Manneswert und Kraft gewinnt, sorgloses Vergeuden wirft nieder."

Die gesellschaftliche Stellung des mittelalterlichen Freibauerntums beruhte aber nicht nur auf der Anerkennung der bäuerlichen Blutswerte, sie wird vielmehr auch durch die Eheschließungen zwischen den schöffenbaren Bauern und dem Uradel beleuchtet. Im Vollbewußtsein der bäuerlichen Wertung heißt es in einer mittelalterlichen Dichtung von Wernher dem Gärtner:

„Wie stolz wohl mancher sein auch mag,
Sein Hochmut müßt zu Schanden werden,
Gäb's nicht den Bauersmann auf Erden."

Dieser durchaus berechtigte bäuerliche Berufsstolz und Blutstolz hat seinen Niederschlag am sichtbarsten in den alten Wappen unserer Freibauern gefunden. Noch lange bevor es überhaupt Ritter gab, waren sie schon schildbürtig. Obwohl im Mittelalter der alte echt bäuerliche Blutsadel durch den neugebildeten Dienstadel verdrängt und den Freibauern das Wappenrecht abgesprochen ist, heißt es noch im Eiderstädter Recht: „Der Bauer ist zu Helm und Schild geboren." Und wenn wir durch unsere Dörfer wandern, dann finden wir noch heute die stolzen bäuerlichen Wappen aus der Vergangenheit über manchem alten Bauernhof, und ebenso zeigen viele Kirchenstühle der alten Freibauerngeschlechter ausdrucksvollere Wappenbilder als die oft unschönen und fremdartigen ritterlichen Heroldszeichen, die erst viel später entstanden sind.

Die Wappen unserer Freibauern sind zumeist aus den alten bäuerlichen Hofmarken entstanden, die auch als Unterschriften auf vielen alten Urkunden erscheinen und häufig im Holzwerk der Höfe und auf Geräten als Besitzzeichen eingebrannt sind. Nach dem Aufkommen der Schutzwaffen, der Schilde, entstanden aus den früheren Hofmarken die Wappenbilder. Sie sind uns in den Hinterlassenschaften unserer alten Freibauern in Metall eingelegt oder geätzt auf den Waffen, Siegelringen und Geräten überliefert, und ebenso finden wir sie über den alten Edelhöfen, auf den Grabmälern und Grenzzeichen.

Das Wappen ist das unveräußerliche Ehrenzeichen unserer Frei-

bauern gewesen, das nur von dem dazu Berechtigten und seinen Nachkommen geführt werden durfte. Das Recht der Wappenführung erlosch mit dem Verlust der Ehre. Wer das Wappen beschimpfte, beleidigte den Träger und zog sich dessen Feindschaft zu. Unsere Freibauern sind also gewaffnet und gewappnet gewesen. Schon der Gleichklang Waffen und Wappen unterstreicht den engen Zusammenhang. Wenn das Wappen auch in seiner spätmittelalterlichen Ausbildung widerrechtlich von dem Rittertum und dem Berufsadel allein in Anspruch genommen worden ist, so behielten unbeeinflußt davon innerhalb der Freibauerndörfer trotzdem die alten bäuerlichen Hofmarken und Wappenbilder ihre Geltung. Ja, unsere alten Freibauern fühlten sich hoch erhaben über das Rittertum, das aus seiner Wehrhaftigkeit ein Gewerbe machte und bei jedem zahlenden Kriegsunternehmer Dienste annahm. Diesen Berufsadel haben sie verachtet, weil von ihnen nur der Blutsadel anerkannt wurde, und deshalb haben sie sich auch in den freibäuerlichen Gebieten niemals das Recht auf die Wappenführung nehmen lassen. Das Wappenrecht ist während des Mittelalters selbst noch von den untertänigen Bauern in Anspruch genommen. In dem vorerwähnten Ritterspiegel sagt der Chronist dazu:

„Jedermann wird der Meinung sein, daß der Bauer sich besser dazu eignet, ein Wappen zu tragen, als ein anderer Handwerksmann, auch wenn dieser größer, reicher und stärker ist. Denn der Bauer ist von Jugend auf gewöhnt an harte Arbeit, an Sonnenhitze und die Kost von Wasser und Brot, wenig schlafen und viel wachen, im Harnisch Tag und Nacht, mit Mühe heben und tragen."

Im allgemeinen war für das Bauerntum der Grundsatz maßgebend: „Wer wehrhaft ist, ist auch waffenfähig, und wer waffenfähig ist, ist auch wappenfähig."

Die Waffenfähigkeit unseres Freibauerntums kommt eindeutig in seiner Geschichte zum Ausdruck. Unablässig hat es gegen die benachbarten Ritter und Landesherren ringen müssen. Vielfach gelang es den Feudalgewalten nach schweren Kämpfen, die freiheitsliebenden Bauern zu unterwerfen. Trotzdem haben in Süddeutschland eine Anzahl Dörfer ihre Reichsunmittelbarkeit bis zum Jahre 1803 behaupten können. Über die Freibauernstaaten an der Wasserkante gelang es den Herren erst nach jahrhundertelangen Anstrengungen, ihre Herrschaft aufzurichten. Den Bauerntrotz haben sie aber selbst bis zur Neuzeit nicht zu brechen vermocht. Während die deutschen Freibauern im allgemeinen ihrer Selbständigkeit verloren gingen, haben die Schweizer Bauern ihren

Freiheitskampf siegreich zu Ende geführt. Die Folge davon war die Abtrennung ihres Landes vom Reich, denn im Rahmen des alten deutschen Staatsgebildes war kein Platz mehr für selbstbewußte und freie bäuerliche Menschen vorhanden.

Die anerkannte Zugehörigkeit zum Hochadel ist dem schöffenbaren und edelfreien Bauern bis zum Ausgang des Mittelalters überall verlorengegangen. Die Freiherren haben sich den Fürsten und dem Rittertum angeschlossen und sind als Beamte und Gefolgsleute zu Lehnsträgern von Kaiser und Reich geworden. Die edelfreien Bauern gingen in dem gemeinfreien bäuerlichen Berufsstand unter. Sie bildeten die tragende Schicht, von der die freibäuerlichen Lebensanschauungen treu gepflegt und der Gegenwart überliefert worden sind.

Friesisches Bauerntum im Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit

„Um der Freiheit willen setzen sie ihr Leben aufs Spiel und wählen lieber den Tod als die Knechtschaft." So schreibt der Chronist um das Jahr 1230 über die Friesen, die an die fünf Jahrhunderte in zähem und erbittertem Ringen ihre Selbständigkeit zu behaupten gewußt haben. Ihre Kraft lag im treuen Festhalten an der von den Vätern ererbten Sittlichkeit und Rechtsanschauung. Schon von dem Friesenkönig Radbod berichtet die Sage, daß er dem Bischof, der ihm und seinem Volk die fremde Lehre brachte und ihn taufen wollte, die Frage stellte: „Wenn ich mich jetzt taufen lasse, um nach meinem Ableben ins Paradies einzukehren, treffe ich dann dort auch mit meinen Vätern zusammen?" Als der Bischof ihm entgegnete: „Deine Väter waren Heiden und sind der ewigen Verdammnis ausgesetzt", zog der ahnenverbundene Friesenkönig seinen schon in das Taufbecken gesetzten Fuß zurück und erklärte, lieber in die Hölle eingehen zu wollen, als von seinen Vätern getrennt zu werden.

Friesen sind es auch gewesen, die den päpstlichen Missionar Bonifatius für sein Freveln an ihrem alten Väterglauben erschlagen haben. Freiwillig haben sie ihre stolzen Nacken nicht unter das Kreuz gebeugt, denn die neue Lehre war ihnen fremd. Und fremd geblieben ist sie ihnen auch noch später, nachdem sie von dem romhörigen Kaiser Karl I. mit Waffengewalt zur Taufe gezwungen worden sind. Mürrisch gaben sie dem sächsischen Bischof als ihren geistlichen Oberherrn und dem Herzog von Sachsen als ihren

weltlichen Landesherrn, was ihnen gebührte. Im übrigen kümmerten sie sich aber nicht um deren Vorschriften, sondern lebten nach ihrer eigenen Ordnung. Dazu gehörte es auch, daß ihre Priester, wenn sie nun schon einmal solche haben mußten, von ihnen selbst eingesetzt wurden. Der Bischof konnte dagegen ebensowenig ausrichten wie gegen das Verfügungsrecht, das sich die Friesen über die von ihnen selbst gegründeten Kirchen vorbehielten. Im übrigen haben sie auch niemals landfremde und unverheiratete Priester unter sich geduldet. Daran hat selbst der Papst nichts zu ändern vermocht.

An dem Freiheitswillen der krafterfüllten, stolzen und reichen Friesen zerschellten alle Unterwerfunfsversuche fremder Herren. In ihrem Lande gab es ebensowenig hörige Bauern und leibeigene Untertanen wie eine ritterschaftliche Obrigkeit. Als freie Männer, als Gleiche unter Gleichen, setzten die Friesen ihren Selbstbehauptungswillen sowohl im Kampf mit dem „Blanken Hans", der tückischen Nordsee, als auch im Ringen um ihre Selbständigkeit und eigenstaatliche Ordnung durch. Jedes Land hatte seine selbstgewählten Ratgeber und Richter, die aus den besten Geschlechtern stammten und mit der Zustimmung des Volkes die Regierung ausükten. Nach alter Gewohnheit fanden sich die Vertreter der ostfriesischen Landschaften zwischen Südersee und Weser in regelmäßigen Zeitabständen auf der gemeinsamen Thingstätte, dem Upstalsboom bei Aurich zur Beratung zusammen. Hier wurde die enge Verbindung zwischen den einzelnen Gauen gepflegt und die gegenseitige Waffenhilfe beschlossen, wenn es den fürstlichen Nachbaren gelüstete, sich von den Friesen eine gründliche Abfuhr zu holen.

Der Erbfeind der Westfriesen waren die Grafen von Holland. Schon Anno 993 haben sie den Grafen mitsamt seiner besten Ritterschaft totgeschlagen und 25 Jahre später auch dessen Sohn mit blutigem Kopf nach Hause geschickt. Das Schwert wurde bei ihnen nicht rostig, sie mußten damit einen Angriff nach dem anderen abschlagen. Und als im Jahre 1256 Graf Wilhelm von Holland, der zweite Gegenkönig gegen den Hohenstaufen Friedrich II., die alte Feindschaft seines Hauses erneut zum Ausdruck brachte, haben die freien westfriesischen Bauern nicht nur den Angriff dieses Königs abgewehrt, sondern ihn auch selbst erschlagen.

Nichts zeugt besser von der Waffenfreudigkeit der Friesen als die Tatsache, daß selbst ein König ihren Streichen erliegen mußte. Dazu kommen ihre zahlreichen Heldentaten, die sie in den Fußstapfen der Wikinge auf ihren großen Meerfahrten und bei den

Kämpfen in Portugal und Palästina während der Kreuzzugszeit vollbrachten. Kaiser Friedrich II. zeichnete sie dafür als seine besten und tapfersten Krieger aus, „vor deren Schlagkraft die ganze Welt erzittere". — So haben sich die Friesen ihre alten Rechte und Freiheiten, ebenso wie ihre Reichsunmittelbarkeit immer wieder von neuem erkämpft.

Besonders ruhmreich ist die Geschichte unserer Ostfriesen, gegen deren Selbständigkeit die Herzöge von Sachsen lange vergeblich Sturm liefen. Als die Östringer im Jahre 1153 wieder einen Sachsengrafen zur Strecke gebracht hatten, zog Herzog Heinrich der Löwe gegen sie ins Feld. Um ihren Übermut zu strafen, ließ er sieben Dörfer verbrennen und befahl, nicht eher zu rasten, bis das ganze Östringer Land unterworfen sei. Als aber sein großes ritterschaftliches Aufgebot aus den beiden Herzogtümern Bayern und Sachsen unweit Jever mit den zornerfüllten Bauern zusammenstieß, schlugen diese so heftig auf die Herren ein, daß es bald mit ihrem Hochmut ein Ende hatte, und sie spronstreichs vor den friesischen Schwertern und Dreschflegeln die Flucht ergriffen.



Zu dem Schaden des Löwen gesellte sich noch der Spott des Papstes, daß er nicht einmal die tölpelhaften und einfältigen friesischen Bauern habe besiegen können. Der Spott ist dem Papst aber vergangen, als er acht Jahrzehnte später durch den Bremer Erzbischof die Stedinger Bauernschaft bekriegte, zu deren Unterwerfung er die größte Streitmacht benötigte, die der Norden vorher gesehen hatte. Dieser Kreuzzug, von dem später erzählt werden soll, gab in Verbindung mit den unaufhörlichen Unterwerfungsversuchen Ostfrieslands durch die benachbarten weltlichen und geistlichen Fürsten den sieben Seelanden Veranlassung, im Jahre 1323 ihren alten Landesbund am Upstalsboom wieder zu erneuern und den feierlichen Beschluß zu fassen: „Wenn irgendein geistlicher und weltlicher Fürst uns Friesen angreift und dem Joch der Knechtschaft unterwerfen will, so wollen wir unsere Freiheit gemeinsam und gegenseitig mit bewaffneter Hand verteidigen." Voller Stolz schrieben die Östringer im Jahre 1337 an den König von Frankreich: „Wir unterstehen keinem weltlichen Herrn."

Ebenso wehrhaft und ungebeugt wie die Östringer, hatten auch

die Friesen in Rüstringen ihre Freiheit behaupten können. Die Grafen von Oldenburg haben sich des öfteren ihre raublustigen Finger an diesem Land verbrannt. Schwieriger als mit diesen Herren war es für die Rüstringer dagegen, mit den Sturmfluten der Nordsee fertig zu werden. Schon bei der großen „Manntränke" im Jahre 1219 waren die Deiche durchbrochen und ihr Land von einer großen Seebalge in zwei Teile zerrissen. Zäh mußten die Friesen um ihre fette und fruchtbare Marsch ringen. Und ebenso hart und unerbittlich, wie sie ihren ritterschaftlichen Gegner im Süden mit der blanken Waffe abwehrten, standen sie im Norden „mit dem Spaten, mit der Karre und mit der Forke" im Kampf mit dem nassen Feind. „Wer nich will dieken, der mutt wieken", war der erste Grundsatz des friesischen Freibauerntums. Wenn einer den Deich nicht halten konnte, mußte er seinen Spaten hineinstecken und sein Land aufgeben. Wer ihn dann wieder herauszog und sich an des andern Stelle für die Deicharbeit verpflichtete, erhielt auch dessen Land. An dem wilden Weltmeer mußte jeder Schwache zerbrechen, und nur der Starke konnte sich und seinen Besitz ihm gegenüber behaupten. Auf diese Weise sorgte das Deichrecht für eine gesunde und lebenskräftige Auslese unter dem friesischen Bauerntum.

Wenn die Friesen in harter Arbeit ihren bedrohten Deich schützten, standen sie gemeinsam als Freie nebeneinander. Herren und Knechte gab es nicht bei ihnen und konnten auch nicht aufkommen. Nur vorübergehend, in der unruhigen Zeit des 14. Jahrhunderts, als es notwendig wurde, die Regierungsgewalt stärker zusammenzufassen, eigneten sich die Richter und Ratgeber in den einzelnen Seeländern die Häuptlingsgewalt an. In Brokmerland wurde es ihnen verboten, Burgen, Mauern und Steinhäuser zu erbauen. Die Rüstringer nahmen es jedoch nicht so genau mit dem Verbot und gestatteten ihren Regimentsherren das Anlegen fester Plätze, um die bald heftige innere Fehden entbrannten. Der Oldenburger Graf hielt deshalb seine Zeit für gekommen und glaubte, mit den Rüstringern ein leichtes Spiel zu haben. Er verbündete sich mit den Bremer Kaufleuten und brach siegesbewußt mit 700 Rittern ins Land. „Laß es doch Friesen schneien!" rief er aus und dachte, mit ihnen schnell fertig zu werden. Als er aber bei Koldewärf auf den Gegner traf, genügte schon die Hälfte der Rüstringer Bauern aus Butjadingen, um das ganze Heer zu vernichten, so daß nur ein einziger Oldenburger lebendig wieder nach Hause kam.

Wenn die Friesen auch des öfteren untereinander Streit hatten, so waren sie dem Landesfeind gegenüber gewöhnlich doch einig.

Lediglich das Stadland geriet, durch die inneren Zwistigkeiten geschwächt, im Jahre 1384 unter die Botmäßigkeit der Grafen von Oldenburg und der Stadt Bremen. Auch die übrigen Friesen in Butjadingen waren bald darauf des fortwährenden Kriegszustandes müde und wollten endlich wieder in Ruhe ihren Pflug in die Hand nehmen können. So schloß ganz Rüstringen mit der Stadt Bremen Frieden, deren Rat der Sicherheit halber im Stadland eine Burg errichten ließ. Diese Freiheitsminderung hatten die Friesen ihrer neuen Obrigkeit zu verdanken. Deshalb traten die Bauern zusammen und jagten ihre Häuptlinge davon, und von den Bremern erwirkten sie den Abbruch der „Friedeburg".

Als sich die friesischen Bauern ihre alte Unabhängigkeit wieder erworben hatten, wählten sie in Butjadingen und Stadland wie ehedem ihre sechzehn Richter und Ratgeber, mit denen sie reichsunmittelbar und in völliger Selbständigkeit ihr Land regierten. Schließlich war es aber doch notwendig, daß sich die Friesen nach einem Landesherrn umsahen, der sie vor den fortwährenden Angriffen der Oldenburger Grafen in Schutz nahm. Sie wählten sich deshalb den Häuptling Ulrich von Greetsiel, der ihnen als Graf immerhin noch lieber war, als einer der landfremden Herren. Frieden haben sie jedoch auch unter seiner Regierung nicht gehabt, dafür war ihr Blut selber zu unruhig und ihr Sinn nach Streit und mannhafter Waffentat gerichtet.

Als Graf Johann von Oldenburg die Regierung übernahm und im Jahre 1499 mit den Landsknechten der „Schwarzen Garde" ins Stadland einbrach, konnte den Bauern die Schutzherrschaft durch ihren ostfriesländischen Grafen Edzard nichts nützen. Das Stadland war schnell überrannt, die Wehrkirchen und Schanzen von den Landsknechten erobert. Butjadingen stand dem Feinde offen! Noch einmal versuchten die Friesen, zusammen mit der über die Weser gekommenen Wurster Bauernschaft, sich bei der festen Kirche von Alt-Waddens zu verschanzen. Am Tage vor Pfingsten prallten die ungleichen Gegner aufeinander, doch die Übermacht war zu groß, die Bauern unterlagen und mußten ihren steifen Nacken vor den Oldenburger Amtsleuten beugen. Aber schon im nächsten Jahr jagten die Butjadinger die fremden Herren wieder aus dem Lande und brachen deren Zwingburgen.

Allen Unterwerfungsversuchen zum Trotz hatten die friesischen Freibauern doch ihre Freiheit behaupten können. Da verbündeten sich die benachbarten sächsischen Fürsten gegen sie. Sie ließen den Grafen von Ostfriesland vom Kaiser in des Reiches Acht und Aberacht erklären und rüsteten im Jahre 1513 zum großen Kriegs-

zug. Im nächsten Frühjahr setzte sich das gewaltige Heer in Marsch. Die Rüstringer waren jedoch auf der Hut, ihre Sturmglocken heulten durch das Land. Vergeblich versuchten sie bei der klirrenden Kälte die Seeschleusen zu öffnen, um den Feind durch das Überfluten der Gräben vom Vordringen abzuhalten. Nach hartem Widerstand mußten die Wehrkirchen von Golzwarden und Rodenkirchen aufgegeben werden, und erst vor der Hartwarder Landeswehr kam der Angriff zum Stocken. Hier hatten die Bauern in aller Eile eine unbesteigbare, mannshohe Schanze aus aufeinandergetürmten und zusammengefrorenen Eisschollen errichtet, hinter der die ganze wehrhafte Mannschaft von Rüstringen zur Verteidigung bereit lag. Ratlos und kochend vor Wut stand der Quade (der böse) Sachsenherzog vor der Schanze. Durch einen Angriff war sie nicht zu erobern; durch Verrat ist sie aber gefallen! Der Meintäter Gerke Ubbesen führte die feindliche Reiterei im Bogen über das gefrorene Moor den Friesen in die Flanke. Von zwei Seiten angegriffen, wehrten sich die verratenen Bauern in einem wilden Verzweiflungskampf bis zum letzten Atemzug. Erst als die ganze wehrfähige Mannschaft mit vielen Frauen und Kindern verblutet auf der Walstatt lag, und auch die letzten Wehrkirchen gefallen waren, wurde Friede geschlossen und Rüstringen durch die Würfel unter den Herren aufgeteilt.

Der ostfriesische Graf Edzard hatte seinen Rüstringer Bauern nicht mehr zu Hilfe kommen können. Als ihn die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Hartwarden erreichte, rückte gegen ihn schon ein anderes großes Landsknechtsheer des Herzogs von Sachsen vor. Im Sommer 1514 belagerte der Gegner die Feste Leerort und beschoß sie acht Tage lang mit achtzehn groben Geschützen. Am 23. Juni sollte der Sturm beginnen. Vorher ließ der Sachsenherzog nochmals sein Geschütz neu aufstellen und richten. Das sahen die Emder Freunde des ostfriesischen Grafen, die hinter der Festung Leerort auf dem Reiderländer Ufer jenseits der Ems standen und von dort den Feind beschossen. Flink richtete der 15jährige Sohn des Büchsenmeisters eine Feldschlange gegen den beschäftigten Feind. Mit dem ersten Schuß zerstörte er den Geschützkran. Der zweite Schuß saß zwischen den Geschützkörben und riß dem quaden Herzog den Kopf auseinander. Voller Bestürzung hoben die Braunschweiger die Belagerung auf und zogen sich in größter Eile zurück.

Durch diesen Büchsenschuß war Ostfriesland der Gefahr entronnen, zu einer Beute fremder Fürsten zu werden. Dem Grafen Edzard gelang es, der Reichsacht wieder ledig zu werden und seine

Herrschaft über die Seelande zu behaupten. Allerdings hat er den Rüstringer Bauern in Butjadingen und Stadland nicht wieder zu ihrer Freiheit verhelfen können. Nur den Verräter Gerke Ubbesen ließ er durch ein Paar Pferde in vier Teile zerreißen. Die Wurster Friesen, rechts der Weser, mußten ebenfalls bald den reisigen Kriegsknechten des Erzbischofs von Bremen unterliegen. Im Jahre 1518 ließ er eine Zwingburg, den „Morgenstern", mit Wall und Graben in ihrem Lande errichten. Als er aber mit seinen Forderungen zu unverschämt wurde, griffen die Bauern noch einmal zum Schwert, machten das Schloß dem Erdboden gleich und jagten die fremden Herren mit Schimpf und Schande weit über die Grenzen weg in das Vieland, wobei sie unterwegs alles was bremisch war verwüsteten. Das war dem Bremer Bischof, dessen Sinn wie der aller Kirchenfürsten mehr nach weltlicher Herrschaft und nach dem Bauernzins und Zehnten stand als nach Friedensstiftung und Seelsorge, zu viel. Er trommelte mehr als achttausend Landsknechte zu einem Kreuzzug gegen die Wurster Bauern zusammen und gab ihnen gegen Überlassung aller Beute den Befehl, alles über der Erde zu verheeren und zu verwüsten, „nur den kahlen Erdboden wolle er behalten und darauf den Eid der Wurster Bauern empfangen".

Die Landsknechte haben diesen Befehl ausgeführt. Mit den Bauern sind sie infolge ihrer Überzahl bald fertiggeworden. Trotzdem das Land grauenhaft ausgeplündert und verbrannt war, haben sich die Wurster Friesen im Herbst des Jahres 1525 noch einmal ihre Freiheit erkämpft und die Erzbischöflichen zum Teufel gejagt. Inzwischen war aber in Süddeutschland der große deutsche Bauernkrieg in seinem Blute erstickt, und viele Landsknechte waren frei geworden, die es gelernt hatten, mit aufrührerischen Bauern umzugehen. Sie wurden von dem Bremer Erzbischof zu Tausenden nach Lehe gerufen. Mit ihnen hat der Kirchenfürst dann am 7. September 1525 endgültig die Bauernfreiheit im Lande Wursten vernichtet. Was den weltlichen Herren nicht gelungen ist, hat die Kirche erreicht. Ihr war jedes Mittel recht, um in den Besitz reicher Pfründen zu gelangen und die Freiheit, das Eigentum und den Arbeitsertrag des Bauerntums ihrer Habgier nach Zins und Zehnten zu opfern.

Aufstieg und Untergang der Stedinger Bauernfreiheit

Uralt und ewig gleichbleibend steht über dem Bauerntum der Schicksalsruf „Volk ohne Raum". Auch in Holland war im Aus-

gang des 11. Jahrhunderts durch den Kinderreichtum der Bauernsippen die Heimat zu eng geworden und kein anbaufähiges Land mehr im ausreichenden Maße als Ernährungsgrundlage der Nachkommen vorhanden. Deshalb machten sich im Jahre 1106 fünf Botschafter auf die Reise nach Bremen, um von dem Erzbischof die öden Moor- und Sumpfgebiete zwischen Weser und Elbe für ihre Landsleute als Siedlungsboden zu erbitten. Zwischen den Bauern und dem Kirchenfürsten kam ein Vertrag zustande, der den Siedlern für die Urbarmachung und Entwässerung des Landes den freien erblichen Besitz ihrer neuen Höfe zusicherte. Jeder Neubauer sollte jährlich nur einen Pfennig Zinsen und den Zehnten von den Feldfrüchten entrichten. Die Verwaltung des Landes und die Rechtsprechung nahmen die Bauern für sich in Anspruch; fremder Amtsleute, Grafen und Ritter bedurften sie nicht und wollten sie auch nicht dulden. Dieser Siedlungsvertrag, der in jener Zeit als Holländerrecht bezeichnet wurde, war sehr günstig, denn er gewährleistete den Bauern sowohl ihre persönliche Freiheit wie ihre Unabhängigkeit.

So brachen denn nach Rückkehr der Abgesandten zahlreiche Holländer zur neuen Landnahme auf. Sie ließen sich zu beiden Seiten der Weser zwischen den Mooren und Sümpfen nieder, warfen Erddeiche an den Flüssen auf und bauten hinter ihnen ihre Häuser aus Fachwerk und Lehm. In mühseliger Arbeit mit Schaufel und Spaten gewannen sie dem unwirtlichen Lande ihre Wiesen und Äcker ab, die ihnen zuerst nur kärgliches Brot gaben. Den Bauern focht das nicht weiter an, denn sie waren ja freie Leute und brauchten niemanden Frondienste zu leisten. So kamen sie über die ersten schweren Jahre ohne Not hinweg, und nicht lange dauerte es, bis sich ihr Fleiß lohnte und reiche Früchte trug. Den ersten Pionieren, die Fuß gefaßt hatten und in ihrem neuen Lande weiterkamen, folgten bald andere Bauern aus den westfriesischen Gauen sowie aus Westfalen und Sachsen. Bald waren die ehemals sumpfigen Gebiete in ein fruchtbares Land verwandelt und von einem Netz schmucker und stattlicher Bauerndörfer überzogen, die alle nach Holländerrecht gegründet waren. Das gemeinsame Schicksal, die gleiche Arbeit, Freude und Leid umschlossen die Siedler mit einem festen Band und ließen aus ihnen eine freibäuerliche Volksgemeinschaft entstehen, die sich ihres Wertes durchaus bewußt war. Nach dem Gestade der Weser, an dem sie gesiedelt hatten, nannten sie sich „Stedinger".

In ihrem Lande hielten die Stedinger eine vorbildliche Ordnung, und nach außen hin wahrten sie gute Nachbarschaft. Nachbarn

waren ihnen auch die Rüstringer, mit denen sie in guter Freundschaft ein gegenseitiges Schutzbündnis abgeschlossen hatten. Nach dem Vorbild der ostfriesischen Freibauernschaft bauten sie die Verwaltung ihres Landes durch besonders gewählte Ratgeber und Ausschüsse auf, und ebenso wurde von ihnen dasselbe Deichrecht und Gerichtswesen entwickelt. Durch Ordnung und Fleiß wurden die Stedinger wohlhabend. Trotzdem führten ihre kraftvollen Sippen ein einfaches, bescheidenes Leben. Die Freiheit schätzten sie als ihr höchstes Gut, und jederzeit waren sie bereit, dafür ihr Leben einzusetzen.

Solange es den Neubauern schlecht ging, kümmerte sich der Erzbischof nicht um sie und war zufrieden, wenn er seinen Zins und Zehnten pünktlich erhielt. Als die Stedinger aber wohlhabend geworden waren und ihrer stolzen Bauernfreiheit einen angemessenen Rahmen gaben, erfaßte den Kirchenfürsten der Neid und die Habsucht. Die alten Verträge kümmerten ihn nicht, er trachtete nach höheren Abgaben und Zinsen, und die Freiheit der Bauern war ihm ein Dorn im Auge. Um die Stedinger seinen Plänen gefügiger zu machen, setzte er ihnen seine ritterschaftlichen Dienstleute ins Land und baute dort Zwingburgen mit Erdwällen und Holzschanzen.

Wie allerorts im mittelalterlichen deutschen Reiche die Bauernbedrückung von der Geistlichkeit ausging, nahmen sich auch die weltlichen Nachbarn der Stedinger, die Grafen von Oldenburg, ihren Lehnsherrn, den vertragsbrüchigen Erzbischof, als schlechtes Vorbild und bedrückten durch ihre ins Stedinger Land gesetzten Vögte ebenfalls die freien Landesbewohner. Mit Gewalt und Zwang versuchten die fremden Herren, ihre ungerechten Forderungen durchzusetzen. Raub und Mißhandlungen waren an der Tagesordnung, und nirgends war der Bauer sicher vor den übermütigen Streichen und Gewalttaten der ungebetenen Burgmannen.

Die Stedinger Bauern zeigten sich lange Zeit geduldig. Sie waren allein schon durch ihre Arbeit an manche Plackerei und Unbill gewöhnt. Wenn es zu schlimm wurde, wehrten sie sich ihrer Haut und schlugen eben den einen oder anderen fremden Boten tot. Als sich die reisigen Tagediebe aber an ihre Frauen und Mädchen heranmachten und sie als leichte Beute auf ihre Zwingburgen schleppten, um sie zu mißhandeln oder für sie ein hohes Lösegeld zu fordern, war es mit der Langmut der Bauern zu Ende. Ihre Blutsreinheit und Ehre war ihnen ebenso heilig wie ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Die fremden Gesellen

mußten aus dem Lande gejagt werden! Zuerst wurden sich darüber die Bauern in Nordstedingen einig. Sie verschworen sich untereinander und erstürmten im Jahre 1204 die Zwingburgen, von denen kein Stein mehr auf dem anderen blieb. Die Ober- und Niederstedinger folgten diesem Beispiel und bereiteten ebenfalls ihrer Besatzung einen blutigen Garaus.

Weil der Erzbischof zuerst den Vertrag gebrochen hatte, fühlten sich nun auch die Bauern nicht mehr daran gebunden und verweigerten die Abgabe von Zins und Zehnten. Sie waren sich dabei aber der Gefahr durchaus bewußt, daß der Bremer Kirchenfürst seine Ansprüche mit Waffengewalt geltend machen könnte. Um gegen einen solchen Angriff sicher zu sein, bauten sie in ihrem Lande starke Schanzen und Wehranlagen mit Gräben und Steinwällen, und um es mit dem Bischof nicht ganz zu verderben, gaben sie ihm großmütig einen Silbergroschen. Der Bischof war damit zufrieden und ließ die Bauern in Ruhe, und diese gewährten ohne Arg seinen Stiftsrittern den Zugang zu ihrem Land. Doch bald entstanden wieder neue Burgen an ihren Grenzen und die Übergriffe setzten erneut ein. Jetzt warteten die Bauern nicht mehr lange. Jede neue Burg wurde sofort erstürmt und abgebrannt. Unheimlich wuchs der Bauerntrotz, zähe und erbittert kämpften sie um ihre Selbständigkeit und versagten jede Zahlung von Zins und Zehnten. Der Bischof war machtlos dagegen. Immer stärker stieg das Selbstvertrauen der Stedinger auf ihre Kraft und Schlagfertigkeit, die ihnen allein den Frieden sicherten, und durch die sie alle Rechte und Freiheiten von dem Bischof ertrotzten. Von den Herren wagte es keiner mehr, sie anzugreifen, so daß sie länger als ein Jahrzehnt ungeschoren ihren Pflug in die Hände nehmen und zu Wohlstand gelangen konnten.

Mit dem Bischof aus dem Oldenburger Grafenhause waren die Stedinger noch fertig geworden. Als aber Gerhard II., ein Edelherr von der Lippe, zum Erzbischof gewählt wurde, war es mit dem Frieden vorbei. Der neue Kirchenfürst saß lieber bewaffnet und gepanzert im Sattel, als daß er im Meßgewand vor dem Altar stand. Mit allen Mitteln sann er darauf, die Einkünfte und Rechte des Erzstifts zu vergrößern und die freien Stedinger Bauern unter seine Botmäßigkeit zu zwingen. Im Guten war aber von den Stedingern nichts zu holen, und deshalb mußte er es mit Gewalt versuchen. Er errichtete an ihrer Landesgrenze eine feste Zwingburg und ließ sie von seinem Bruder Hermann mit einer Anzahl Rittern belegen. Die empörten Bauern verwahrten sich dagegen und gingen am Weihnachtstag des Jahres 1229 zum

Angriff über. Vor den Rittern hatten sie keine Angst, und auch den Erzbischof an ihrer Spitze fürchteten sie nicht. Lange vermochte das ritterschaftliche Aufgebot nicht, ihren wütenden Schlägen standzuhalten, denen selbst Hermann, der Bruder des Bischofs, erbarmungslos erliegen mußte. Voller Schrecken suchten die am Leben gebliebenen Ritter ihr Heil in schimpflicher Flucht.

Der Erzbischof Gerhard hatte in dieser Schlacht seinen zweiten Bruder verloren; der erste war zwei Jahre vorher von friesischen Bauern bei Drente erschlagen. Voller Ingrimm sann er auf Rache und verfiel schließlich auf den Neidingsplan, einen Kreuzzug gegen die Stedinger Freibauernschaft zuwege zu bringen. Gründe genug wußte der fromme Herr dafür anzuführen: Die Stedinger sollten angeblich den Teufel anbeten und als Ketzer heidnischen Gebräuchen folgen. Sie hatten auch einen Dominikanermönch, der ungebeten in ihr Land eingedrungen und sich frech in ihre Angelegenheiten gemischt hatte, totgeschlagen. Zudem wollten sie es den Zisterziensermönchen nicht gestatten, auf dem Geestrücken ein Kloster zu bauen, was man ihnen nicht verdenken konnte. Darüber hinaus wurden ihnen die unmöglichsten Abscheulichkeiten angedichtet, so daß ein endloses Sündenregister zustande kam. Das gab dem Erzbischof Gelegenheit, den Kirchenbann über das Land zu verhängen und jeglichen Gottesdienst zu versagen. Nicht genug damit, eilte Gerhard II. nach Rom, um Papst Gregor IX. zu einem Kreuzzug gegen die verhaßten Stedinger Ketzer zu veranlassen.

Die Stedinger kümmerten sich zunächst wenig um das Treiben gegen sie. Ihr Gewissen war rein und unbeschwert, und schließlich konnten sie auch die Pfaffen, von denen sie bisher nichts anderes als Ärger und Verdruß gehabt hatten, entbehren. Als dann vom Papst am 29. Oktober 1232 die Kreuzzugspredigt gegen die Bauern angeordnet wurde, holten sie zum Gegenschlag aus, drangen bis nach Bremen vor und jagten die versammelten Kreuzfahrer auseinander. So einfach wie es sich der Papst und sein Erzbischof von Bremen gedacht hatten, war also mit den steifnackigen Bauern nicht fertig zu werden. Ein großes Heer mußte gegen sie aufgestellt werden. Zu diesem Zweck forderte der Papst die Bischöfe von Paderborn, Hildesheim, Verden und Osnabrück sowie die Bremer Bürger zur Unterstützung auf. Zudem versprach der Bischof der Stadt und den benachbarten weltlichen Herren reichen Anteil an der Beute im Stedinger Land.

Im Frühjahr zogen die kreuzschwingenden Bettelmönche in großen Scharen durch ganz Westfalen und Niedersachsen, um die beschäftigungslosen Ritter und Reisigen für die zweite Kreuzfahrt

gegen die Stedinger Ketzer zu verpflichten. Zu Tausenden strömte das beutelüsterne Kriegsvolk in Bremen zusammen. Von zwei Seiten, zu Schiff und zu Lande, erfolgte zunächst der Überfall auf Osterstade, bei dem die Bauern durch die Übermacht der Kreuzfahrer eine Niederlage erlitten. Dann setzte ein furchtbares Mordbrennen ein; Männer, Weiber, Greise und Kinder wurden als Ketzer erschlagen oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Vielen Bauern war es noch rechtzeitig gelungen, mit ihren Angehörigen nach Westerstedingen zu flüchten.

Als die Kreuzfahrer zum dritten Male rüsteten, um auch diese Landschaft zu verwüsten, traten ihnen die Stedinger am 6. Juli 1233 beim Hemmelskamper Walde entgegen. In diesem harten Ringen erwarben sich die Bauern den größten Ruhm, denn das ganze Kreuzfahrerheer wurde von ihnen auseinandergesprengt und in die Flucht getrieben. Mehr als zweihundert Ritter blieben neben unzähligen Schildknappen erschlagen auf der Walstatt liegen. Der Erzbischof tobte vergebens. Er wollte die Ketzer im Wasser ertrinken und dazu die Deiche durchstechen lassen. Als die Stedinger auch diesen Anschlag verhinderten, holte er zum letzten großen Schlage aus.

Ein wildes Kesseltreiben gegen die Stedinger setzte ein. Die Dominikaner, die „Hunde des Herrn", machten ihrem Namen alle Ehre und zogen gleich Heuschreckenschwärmen im Frühling 1234 über Westfalen, Rheinland und die Niederlande. Überall predigten sie mit einem nicht zu überbietenden Eifer das Kreuz gegen die vom Teufel besessenen Bauern, die wie die wilden Tiere statt Wasser Blut söffen und ansonsten der aberwitzigsten Greultaten bezichtigt wurden. Die Pilger, die zur bewaffneten Kreuzfahrt aufzubrechen gewillt waren, erhielten die besondere Gnade des Herrgotts und die Vergebung aller Sünden nebst reicher Beute und ewiger Seligkeit zugesichert.

Die Menschen jener Zeit waren durch die mystischen Lehren der Kirche und der Philosophen zum größten Teil geistig vergiftet und hatten den Blick für die Wirklichkeit des Lebens verloren. Deshalb fanden die Schauermärchen der Kreuzfahrer allerorts Glauben und von Entsetzen gepackte Hörer. — Nur in den Freibauerngebieten und -staaten konnten die Bettelmönche keinen Boden gewinnen. In Ostfriesland entgingen sie nur mit knapper Not dem Tode. — Bald hob im ganzen Nordwesten des Reiches, von Flandern bis nach Hamburg, und von der Nordsee bis nach Westfalen, ein gewaltiges Rüsten an. Aus allen Himmelsgegenden zogen die großen Fürsten mit ihren Rittern und Knappen nach

Bremen. Die Oberleitung hatte Herzog Heinrich von Brabant. Am 27. Mai 1234 brach das gewaltige Kreuzfahrerheer, das größte Aufgebot, das der Norden bis dahin gesehen hatte, zum Angriff gegen die Stedinger Freibauernschaft auf. Verschwindend klein war dagegen das kleine Häufchen der Bauern, deren Zahl, eingerechnet der zwölfjährigen Knaben und der Greise, knapp siebentausend betrug. Ohne Panzer und Helm, im schlichten Bauernkittel, mit einem Schwert oder Spieß bewaffnet, sahen sie trotzdem mutig und gefaßt der Schlacht entgegen. Von ihren Führern Bolecke von Bardenfleth, Tammo von Hunthorp und Dettmar tom Dik, ebenfalls einfache, rechtliche Bauern, waren sie zum Steingraben bei Deichhausen aufgeboten.

Die Hälfte der Kreuzfahrer kam unterdessen die Weser herab. Als sie von den Bauern erblickt wurden, gab es in deren Reihen kein Halten mehr. In wildem Angriff stürmten sie gegen die verhaßten Kreuzträger vor. Die Ritter wichen zurück und ihr Führer, Graf Heinrich von Oldenburg-Wildeshausen, erlag den Bauernstreichen. Doch voreilig war es von den Stedingern, von ihrer Schanze herab die Verteidigung aufzugeben und sich in die freie Ebene zu verlieren, wo sie von allen Seiten umzingelt und angegriffen werden konnten. Die Kreuzritter erkannten ihren Vorteil und wandten, von neuem Mut beseelt, ihre Streithengste wieder den Bauern entgegen. Von neuem prallten die ungleichen Gegner aufeinander. Die verzweifelten Stedinger wehrten sich unter Aufbietung aller Kraft. Doch immer mehr schmolz ihre Zahl zusammen, bis auch die letzten niedergeritten und verblutet waren.

Das zweite Aufgebot von Stedingen stand auf dem Blachfelde von Altenesch. Unweit davon gelang es der anderen über das Vielland herangezogenen Hälfte der Kreuzfahrer, über die Weser zu kommen und gegen sie vorzurücken. Hinter den Rittern zogen, vorsichtig auf ihre Sicherheit bedacht, die weihrauchschwingenden Mönche her und vernebelten die Gehirne durch ihre frommen Bittgesänge. — Die Bauern erwarteten in todesmutiger Kampfbereitschaft stumm, mit zusammengebissenen Zähnen, den Ansturm. Waffenklirrend erfolgte der Zusammenstoß. Von Rache gegen die Niedertracht des Erzbischofs und der römischen Kirche durchglüht, wehren sich die Bauern in wildem Grimm. Stunde um Stunde verrinnt bei der schweren blutigen Arbeit. Für jeden gefallenen Bauern liegen zwei Ritter zu Tode gestreckt auf dem Rasen. Aber an ihre Stelle treten zehn neue, während die Zahl der Stedinger immer kleiner wird. — Doch der Sieg ist noch immer

nicht entschieden. — Da befiehlt der Herzog von Brabant, unter vollem Einsatz der Reserven die Bauern zu umzingeln und von allen Seiten anzugreifen. Den neu anstürmenden, ausgeruhten Rittern stehen die kampfgeschwächten, ermatteten Stedinger gegenüber. Dem Flankenangriff sind sie nicht mehr gewachsen. Ihre Reihen werden auseinandergerissen und zersprengt. Der letzte Todeskampf bricht an; einer fällt nach dem anderen. Stumm, wie sie kämpften, verbluten sie auf der Walstatt, und kein Todesschrei löst sich von ihren Lippen.

Von den Kreuzrittern gibt es kein Erbarmen. Während sie in ihrer großen Überzahl die blutige Ernte halten, stehen die Mönche auf dem Weserdeich und erheben segnend die Hände über das vom Papst befohlene und der Kirche wohlgefällige Werk. Unter den mehr als fünftausend erschlagenen Stedingern liegen zahlreiche Frauen und Kinder ermordet auf dem Blachfeld. Und während die am Leben Gebliebenen von den Mönchen auf die Scheiterhaufen gezerrt werden und die Flammen im ganzen Stedinger Lande lodern, verkünden die Glocken von Bremen feierlich den Sieg über die Ketzer. An jenem denkwürdigen Tage ist von der Kirche nicht nur die bäuerliche Freiheit zerstört, sondern ein ganzes Volk ausgerottet worden. Die toten und verbrannten Stedinger mußten in ungeweihter Erde beigesetzt werden. Ihr Land ist von dem Erzbischof Gerhard II. und dem Grafen von Oldenburg aufgeteilt worden. Sie haben neue Siedler als abhängige Untertanen im Lande angesetzt. Zum Dank für den großen Sieg läuteten aber noch bis zur Reformation alljährlich am Sonnabend vor Himmelfahrt die Glocken in der Domkirche zu Bremen.

Die Dithmarscher Bauernrepublik

„Dithmarsen schölen Buren sin?
Se mögen woll wesen Heren! —
Friske, riske, starke Degen,
De ehr Höpt in den Wolken dregen."

Schon in der frühgeschichtlichen Zeit unseres Volkes hatten sich sächsische Bauernsippen an der Westküste Schleswig-Holsteins zwischen Elbe und Eider festgesetzt. Später erhielten sie Zuzug von den Friesen und Holländern. Der gemeinsame Kampf mit den Sturmfluten der Nordsee und das vereinigte Ringen um die Gewinnung von Neuland aus dem Wattenmeer schweißte alle

drei Siedlungsgruppen zu einem Volksstamm, den Dithmarschern, zusammen. Ihr inselartiges Land war mit einem Deich umgeben, der nur im Osten, wo heute der Kaiser-Wilhelm-Kanal die Elbe mit der Eider verbindet, offen stand. Ursprünglich lag an dieser Stelle ein wildes, unzugängliches Moor, das den einzigen Zugang nach Dithmarschen versperrte. Diese Abgeschlossenheit war so recht geeignet, aus den Dithmarschern ein stolzes, kraftvolles Bauernvolk zu machen.

Als von Kaiser Karl I. das weltliche Schwert für die Romkirche geführt wurde und von ihm das alte Germanien in sein großfränkisches Weltreich einbezogen und die christliche Lehre mit Waffengewalt zur Einführung gebracht war, sahen sich auch die Dithmarscher voller Ingrimm zur Taufe gezwungen. Noch schlimmer als der Zehnte ihres Arbeitsertrages für die Kirche wurmte sie die Herrschsucht und Willkür des neuen Grafen von Stade, den man ihnen als Oberherrn verordnet hatte. Später übernahmen die Markgrafen sein Amt; sie glaubten, die Bauern noch stärker ausplündern zu können. Das mußten drei von ihnen mit dem Leben büßen, und den anderen sowie den Nachfolgern gelüstete es auf längere Zeit ebensowenig wie den König oder Herzog, den Bauerntrotz weiter zu schüren. So lebten die Dithmarscher in Frieden und fanden Muße genug, um in ihrem Lande eine Ordnung aufzurichten, die noch heute als Vorbild für jedes echte demokratische Staatswesen gelten kann.

Seit Ende des 13. Jahrhunderts gab es in Dithmarschen nur noch eine einheitliche Gesellschaftsschicht von freien Bauern auf eigenem Grund und Boden. Königsgrafen waren ihnen ebenso fremd wie adlige Grundherren und besitzlose Sklaven. Das zusammenfassende Element der Landesgemeinde waren die Großsippen, die Geschlechter, die bis zum 15. Jahrhundert völlig unabhängig die Landeshoheit und -zuständigkeit verkörperten. Diese Blutsverbände stellten als Träger einer echt bäuerlichen Kultur und Sittlichkeit genossenschaftliche Organe, mit einer Fülle lebenswichtiger Aufgaben in sozialer, rechtlicher und wirtschaftlicher Hinsicht dar. Im Durchschnitt gehörten zu einem Geschlecht an die zwei- bis dreihundert Familien, die in mehrere Unterabteilungen, die sogenannten Kluften, zerlegt waren. Diese außerordentliche Größe der Geschlechter erklärt sich daraus, daß alle Kinder und Kindeskinder dem Vater in der Zugehörigkeit zum Geschlecht nachfolgten.

Die Geschlechtsvettern waren durch das gemeinsame Band gleicher Rechte und Pflichten zusammengefaßt und durch gegenseitige Hilfeleistungen untereinander verbunden. Die Ehre des

einzelnen wurde vom ganzen Geschlecht und umgekehrt die des ganzen Geschlechtes vom einzelnen verteidigt.

Aus dieser Blutsverbundenheit und Schicksalsgemeinschaft der Dithmarscher entstand ein selbständiger, republikanischer Staat von gleichberechtigten Freibauern, in dessen Inneren ein arteigenes Recht, frei von spätrömischen und kanonischen Einflüssen, für eine vollkommene Gerechtigkeit, Freiheit und Ordnung sorgte. Dieses echt deutschbäuerliche Gemeinwesen bestand unter seiner selbstgewählten Obrigkeit bis zur Neuzeit als ein leuchtendes Beispiel germanischen Staatsbildungsvermögens in einer verknechteten und von Feudalgewalten zerrissenen Umwelt. Es zeigt uns eindeutig, daß für das gesunde deutsche Freibauerntum der ritterschaftliche Berufsstand des Adels durchaus entbehrlich gewesen ist und in den weitaus größten Gebieten des Reiches nur ein schweres Unglück für das deutsche Bauerntum bedeutet hat.

Die Bauern bedurften keiner gestrengen Herren und Zuchtmeister zur Hebung ihrer landwirtschaftlichen Arbeitsweise und zur Wahrung und Pflege ihrer kulturellen Eigenarten. Wo aber solche vorhanden waren und sich durchgesetzt haben, ging mit dem bäuerlichen Landbesitz auch die Freiheit, Kultur und Gesittung des Bauerntums verloren. Im Gegensatz dazu gab es nirgends einen größeren Wohlstand und eine blühendere Landwirtschaft als in den unabhängigen und selbständigen Freibauerngebieten, nirgends bestand eine höhere Kultur, eine tiefere Heimatliebe, ein stärkerer Familiensinn, ein größeres Heldentum und eine vollkommenere Gemeinschaftspflege, Verwaltungsform und Ordnung.

Bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts war den Dithmarschern ein wechselvolles Schicksal beschieden. Zuerst wurden sie von Heinrich dem Löwen unterworfen und zinspflichtig gemacht. Und als es ihnen endlich gelang, seinen Grafen wieder aus dem Land zu jagen, gerieten sie unter die Botmäßigkeit des Dänenkönigs. Aber auch dieser Knechtschaft entledigten sich die Dithmarscher bald. Nach der Schlacht bei Bornhöved im Jahre 1227 wählten sie freiwillig den Bremer Bischof zu ihrem Oberherrn und verpflichteten ihn zur Garantie und zum Schutz ihrer Landesfreiheit. Holsteiner und Dänen machten zu diesem Abkommen scheele Augen und trachteten auf ihre Art nach der Herrschaft. Mehrmals fielen sie mit Waffengewalt in Dithmarschen ein, ohne jedoch die wehrhaften Bauern kleinzukriegen.

Die Dithmarscher waren auf ihrer Hut und hatten zur Abwehr

der feindlichen Ritter an ihren Landesgrenzen Schanzwerke, die sogenannten „Hammen", umgeben von Moor und Sumpf, angelegt. Im Jahre 1319 gelang es den Holsteinern, die Landwehren zu überrennen und in die Süderhamme einzudringen. Die Bauern zogen sich nach starken Verlusten auf die alte Wehrkirche zu Oldenwöhrden zurück. Hier rannten sich die Holsteiner fest und büßten den gestörten Landesfrieden mit dem Tode. Zweitausend Mann und ein Dutzend Edelherren wurden an diesem Tage von den Bauern totgeschlagen, und nur einem Glücksfall war es zuzuschreiben, daß Graf Gerhard von Holstein dem gleichen Schicksal entrinnen konnte.

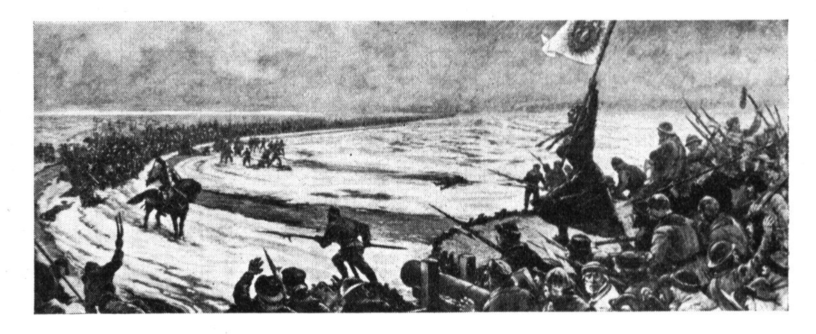
Die Dithmarscher wurden durch diesen Sieg übermütig und gingen ihrerseits zu Angriffen gegen ihre Nachbarn über. Dadurch zogen sie sich die Feindschaft zahlreicher und mächtiger Städte und Herren zu. Doch, „viel Feind, viel Ehr", die Dithmarscher focht das wenig an. Sie waren sich ihrer Kraft bewußt, und als die Holsteiner ihnen vor Meldorf an der Delftbrücke die starke Marienburg vor die Nase gesetzt hatten und erneut in ihr Land einbrachen, ging es ihnen nicht besser als Anno 1319. Diesmal mußte sogar Graf Albrecht sein Leben lassen. Im nächsten Jahr (1404) kamen die Holsteiner wieder. Der Herzog wollte jetzt seinen erschlagenen Bruder rächen. Aber die Bauern spalteten auch ihm den Schädel und holten sich mit ihren langen Spießen seine Ritter von den Pferden. Mehr als dreihundert Edelherren neben zahlreichen Kriegsknechten blieben erschlagen in der Süderhamme, den Wölfen und Raben zum Fraße, liegen. Die Holsteiner waren jetzt gezwungen, mit den Dithmarschern Frieden zu schließen und die Bauern in Ruhe zu lassen.

Die inneren Gegensätze Dithmarschens bedingten im Jahre 1447 eine neue Landesbehörde und ein neues Landrechtsbuch. Aus den vornehmsten Geschlechtern wurden achtundvierzig Regimentsherren als Oberrichter gewählt. Sie konnten jedoch nicht nach freiem Gutdünken schalten und walten, sondern waren von der gesamten Landesversammlung abhängig. Jeder Bauer hatte nach wie vor gleiches Mitbestimmungsrecht an dem Geschick des Landes. In voller Freiheit entwickelten sich die hochgemuten Dithmarscher zu einem Volk, das von allen benachbarten Fürsten zugleich bewundert und gehaßt wurde. Ja, die Herren suchten jetzt sogar die Freundschaft der mächtigen und starken Bauernrepublik.

Die Dänische Krone hatte sich durch List und Betrug von Kaiser Friedrich III. ein Anrecht auf Dithmarschen erworben. Obwohl dieser Lehnsbrief längst hinfällig und vom Kaiser wieder zurück-

genommen war, versuchte König Hans zu Beginn des 16. Jahrhunderts, eine jährliche Schatzung von den Dithmarschern zu erheben und in ihrem Land drei feste Burgen zu bauen. Die Bauern wagten dagegen „Hals und Gut und waren willens, eher alle zu sterben, als daß der König von Dänemark ihr schönes Land sollte verderben". Nun hoben ihre Nachbarn zu rüsten an. Die ganze Ritterschaft aus Dänemark, Schleswig und Holstein und starke ritterschaftliche Aufgebote der Fürsten von Sachsen-Lauenburg, Mecklenburg, Pommern, Lüneburg, Braunschweig und Oldenburg, insgesamt dreißigtausend Mann, darunter die berüchtigte Schwarze Garde des Junkers Schlentz, drangen im Februar des Jahres 1500 über die Landesgrenzen gegen Meldorf vor. Die Dithmarscher hatten dagegen nur sechstausend wehrfähige Männer ins Feld zu führen.

Durch einen Gefangenen erhielten die Bauern Kenntnis von dem Schlachtplan des Dänenkönigs, der über Hemmingstedt nach Heide und Lunden ziehen wollte. In aller Eile wurde nun auf den Rat des alten „Achtundvierzigers", Wulf Isebrand, quer über den Weg von Eppenwöhrden nach Hemmingstedt eine Schanze aufgeworfen, mit etlichem Geschütz bestückt und von einigen hundert Mann besetzt. Am anderen Morgen setzte sich das riesige Heer der Verbündeten nichts ahnend unter Trompetenschall und Trommelschlag in Bewegung. Voran die Schwarze Garde, gefolgt von den siegesgewissen Rittern, an deren Hacken sich der große Troß mit Wagen und Schlitten zum Bergen des Raubes heftete. Nur schwer gelang es dem Heereszug, auf den grundlosen und durch das vorangegangene Tauwetter fast ungangbar gewordenen Straßen voranzukommen. Weithin über das Land und durch die tiefen Gräben zu beiden Seiten des Weges strömte das Flutwasser aus den Seeschleusen, die von den Dithmarschern kurz vorher geöffnet waren.



Dicht vor Hemmingstedt stockt plötzlich der Zug vor der Schanze. Ehe sich die überraschte Schwarze Garde noch besinnen kann, werden ihre Reihen durch das bäuerliche Geschütz auseinandergerissen. In dem wirren Durcheinander versuchen einige Landsknechte das fürstliche Geschütz gegen die Schanze zu richten. Aber schon springen die tollkühnen Bauern vor und werfen unter Einsatz ihres Lebens die Feldschlangen in die wasserüberfüllten Gräben. Noch einmal gelingt es dem Landsknechtsführer, seine Kriegsknechte zum Angriff zu ordnen. Laut erschallt ihr Schlachtruf: „Wahr di Bur, de Garr de kummt[1])!" Schnell entschlossen gingen die Dithmarscher zum Gegenangriff über. Nach kurzem Kampf stößt der lange Reimer von Wiemerstedt den Junker Schlentz vom Pferde und erstickt ihn im Schlamm.

Voller Bestürzung weichen die nun führerlos gewordenen Landsknechte vor den rasenden Bauern zurück. Durch die schweren Rüstungen gehemmt, stürzen die meisten ins Wasser und müssen elendiglich ertrinken. Umgekehrt ertönt nun der Schlachtruf von den Bauern: „Wahr di Garr, de Bur de kummt[2])!" Was von der Garde nicht im Schlick umkommt, wird erbarmungslos erschlagen. Dann geht es gegen die Ritter. Diese können weder rechts noch links über die Gräben ihre Schlachtordnung aufstellen, und der Rückweg war ihnen durch den eigenen ineinander verfahrenen Troß versperrt. Als sich die Bauern zu beiden Seiten des Weges mit ihren langen Spießen über die Gräben schwingen und gegen sie vorgehen, sehen sie ihren sicheren Tod vor Augen. „Schon den Mann un slah de Peer[3])!", rufen sich die Dithmarscher gegenseitig zu, und verwunden die Tiere, daß sie sich vor Schmerz aufbäumen und ihre Reiter abwerfen, so daß ein unentwirrbares Durcheinander entsteht. Dann wendet sich die Losung: „Schon de Peer un slah den Mann[4])!", und die im Schlick und Dreck unter den Pferdehufen liegenden schwer gepanzerten Ritter erhalten ihre Todesstreiche.

Gistern weren se alle rike
Nu steken se hier in dem Schlicke.
Gistern fördern se nen hogen Mot,
Nu hacken en de Raven de Ogen ut.

---

[1]) „Hüte dich Bauer, die Garde kommt!"
[2]) „Hüte dich Garde, der Bauer kommt!"
[3]) „Schone den Mann und schlage die Pferde!"
[4]) „Schone die Pferde und schlage den Mann!"

In knapp drei Stunden war es den Dithmarscher Freibauern gelungen, das mächtige Heer der verbündeten Fürsten restlos zu vernichten, und nur mit knapper Not war es dem dänischen König geglückt, dem Tode zu entrinnen. Die Siegesbeute der Dithmarscher war so groß, daß die Sage von ihnen erzählt, sie hätten ihre Hofhunde aus Überfluß mit goldenen Ritterketten festgebunden.

Weithin über das ganze deutsche Reich erschallte die Kunde von dem Sieg der Bauern, und nicht zum mindesten hat sie der bäuerlichen Wehrhaftigkeit für den bevorstehenden Freiheitskampf im großen deutschen Bauernkrieg neuen Auftrieb gegeben.

Den Dithmarschern war länger als ein halbes Jahrhundert nach ihrer herrlichen Waffentat Frieden beschieden, doch ununterbrochen trachteten die Fürsten, sich an den Bauern für ihre schimpfliche Niederlage zu rächen. Endlich war im Jahre 1559 ihre Zeit gekommen. König Friedrich II. von Dänemark schloß ein Bündnis mit den Schleswigern und Holsteinern gegen das rebellische Dithmarschen. Nach umfangreichen Vorbereitungen und Rüstungen wurde den Bauern der Fehdebrief zugesandt. Das Fürstenheer, das wieder starke Unterstützung von allen Seiten erhielt, brach am 2. Juni 1559 in Dithmarschen ein. Zweimal konnten die Bauern den Angriff vor Meldorf abschlagen, das dritte Mal wurden sie von den Landsknechten überrannt und zurückgetrieben. Nach schweren Kämpfen war der Süderstrand in die Hände der Fürsten gefallen. Das nächste Angriffsziel war Heide. Hier kam es wieder zum erbittertem Ringen, bei dem die bäuerliche Besatzung unterlag.

Gegen dreitausend Mann hatten die Dithmarscher in diesen Kämpfen schon verloren. Sie hatten sich wie die Löwen gewehrt, doch was half ihre kleine Zahl gegen die riesige Übermacht. Zudem waren sie durch den plötzlichen Angriff überrascht worden und hatten keine Zeit mehr zu ausreichenden Gegenmaßnahmen gefunden. Das Kriegsglück sprach eindeutig gegen sie. Ein Ungeschick nach dem anderen war in diesem Krieg über sie hereingebrochen. Jetzt galt es nur zu retten, was noch zu retten war. Nochmals zum Schwert zu greifen und das aussichtslose Blutvergießen fortzusetzen, wäre heller Wahnsinn gewesen. Desgalb entschlossen sich die Bauern schweren Herzens, durch ein Friedens- und Unterwerfungsangebot die vereinigten Fürsten gnädig zu stimmen, um soviel von ihrer alten Freiheit bewahren zu können als möglich war.

Am 20. Juni 1559 lieferten die Bauern ihre gesamten Kriegsgeräte den Siegern aus. Waffenlos und arm lagen sie vor den

reichgewordenen Fürsten und Rittern auf den Knien und leisteten entblößten Hauptes den Huldigungseid. Die letzte Fehde war geschlagen. An diesem denkwürdigen Tage war der letzte Rest der alten Bauernfreiheit und der letzte Freibauernstaat im deutschen Reich zu Grabe getragen worden.

Pidder Lüng

von Detlev Liliencron

Der Amtmann von Tondern, Henning Pogwisch,
Schlägt mit der Faust auf den Eichentisch:
Heut fahr ich selbst hinüber nach Sylt
Und hol mir mit eigner Hand Zins und Gült.
Und kann ich die Abgaben der Fischer nicht fassen,
Sollen sie Nasen und Ohren lassen,
Und ich höhn ihrem Wort:
Lewwer duad üs Slaav.

Im Schiff vorn der Ritter, panzerbewehrt,
Stützt sich finster auf sein langes Schwert.
Hinter ihm, von der hohen Geistlichkeit,
Steht Jürgen, der Priester, beflissen, bereit.
Er reibt sich die Hände, er bückt den Nacken.
Der Obrigkeit helf ich, die Frevler zu packen,
In den Pfuhl das Wort:
Lewwer duad üs Slaav.

Gen Hörnum hat die Prunkbarke den Schnabel gewetzt,
Ihr folgen die Ewer, kriegsvolkbesetzt.
Und es knirschen die Kiele auf den Sand,
Und der Ritter, der Priester springen ans Land,
Und waffenrasselnd hinter den beiden
Entreißen die Söldner die Klingen den Scheiden.
Nun gilt es, Friesen:
Lewwer duad üs Slaav.

Die Knechte umzingeln das erste Haus,
Pidder Lüng schaut verwundert zum Fenster hinaus.
Der Ritter, der Priester treten allein
Über die ärmliche Schwelle hinein.
Des langen Peters starkzählige Sippe
Sitzt grad an der kargen Mittagskrippe.
Jetzt zeige dich, Pidder:
Lewwer duad üs Slaav.

Der Ritter verneigt sich mit hämischem Hohn,
Der Priester will anheben seinen Sermon.
Der Ritter nimmt spöttisch den Helm vom Haupt
Und verbeugt sich noch einmal: Ihr erlaubt,
Daß wir euch stören bei euerm Essen,
Bringt hurtig den Zehnten, den ihr vergessen,
Und euer Spruch ist ein Dreck:
Lewwer duad üs Slaav.

Da reckt sich Pidder, steht wie ein Baum:
Henning Pogwisch, halt deine Reden im Zaum.
Wir waren der Steuern von jeher frei,
Und ob du sie wünscht, ist uns einerlei.
Zieh ab mit deinen Hungergesellen,
Hörst du meine Hunde bellen?
Und das Wort bleibt stehn:
Lewwer duad üs Slaav!

Bettelpack, fährt ihn der Amtmann an,
Und die Stirnader schwillt dem geschienten Mann:
Du frißt deinen Grünkohl nicht eher auf,
Als bis dein Geld hier liegt zuhauf.
Der Priester zischelt von Trotzkopf und Bücken
Und verkriecht sich hinter des Eisernen Rücken.
O Wort, geh nicht unter:
Lewwer duad üs Slaav!

Pidder Lüng starrt wie wirrsinnig den Amtmann an,
Immer heftiger in Wut gerät der Tyrann,
Und er speit in den dampfenden Kohl hinein:
Nun geh an deinen Trog, du Schwein.
Und er will, um die peinliche Stunde zu enden,
Zu seinen Leuten nach draußen sich wenden.
Dumpf dröhnt's von drinnen:
Lewwer duad üs Slaav!

Einen einzigen Sprung hat Pidder getan,
Er schleppt an den Napf den Amtmann heran
Und taucht ihm den Kopf ein und läßt ihn nicht frei,
Bis der Ritter erstickt ist im glühheißen Brei.
Die Fäuste dann lassend vom furchtbaren Gittern,
Brüllt er, die Türen und Wände zittern,
Das stolzeste Wort:
Lewwer duad üs Slaav!

Der Priester liegt ohnmächtig ihm am Fuß,
Die Häscher stürmen mit höllischem Gruß,
Durchbohren den Fischer und zerren ihn fort,
In den Dünen, im Dorf rasen Messer und Mord.
Pidder Lüng doch, ehe sie ganz ihn verderben,
Ruft noch einmal im Leben, im Sterben
Sein Herrenwort:
Lewwer duad üs Slaav!

Bilderklärung

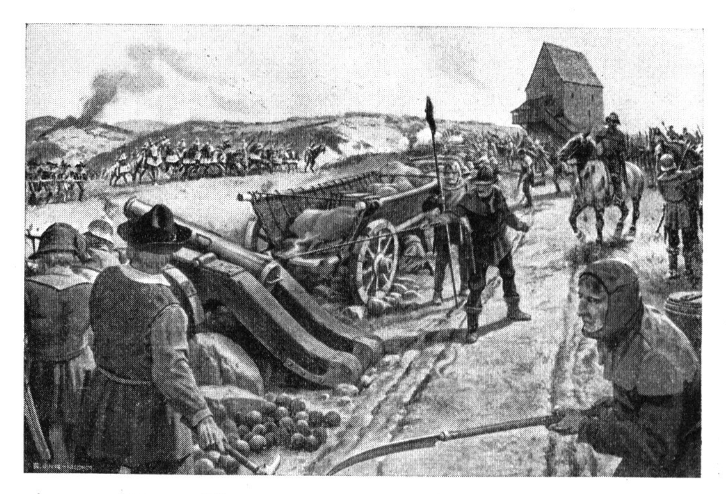
Unser Bild zeigt die Erstürmung einer ritterschaftlichen Zwingburg, die des öfteren von dem Bremer Erzbischof oder anderen benachbarten Fürsten in den friesischen Freibauernstaaten errichtet wurden. Gewöhnlich bestanden sie aus einem festen Turm, einem Steinhause, das den angelegten Bränden standzuhalten vermochte. Die Wohngebäude und Stallungen für die Ritter und Kriegsknechte waren leichter gebaut und in den meisten Fällen an den Turm angelehnt. Die Anlage wurde durch einen Steinwall mit Graben geschützt, mittels einer Fallbrücke konnte der mühelose Zugang zur Burg verhindert werden. Meistens wurden solche Zwingburgen an den Landesgrenzen der Freibauernschaften erbaut, und zwar so, daß die Belegschaft vom Hinterland Unterstützung erhalten konnte. Von der Burg aus beherrschten die Ritter und Kriegsknechte gewöhnlich den wichtigsten Zugang zum Land; gleichzeitig unternahmen sie von hier aus ihre Streifzüge in die Freibauerngebiete und machten deren Bewohner für ihre Herren botmäßig.

Den Bauern waren solche Zwingburgen stets ein Dorn im Auge. Ihr Freiheitsbewußtsein duldete keine fremden Herren und deshalb blieben die Steinhäuser selten längere Zeit bestehen. Wenn den Bauern das Treiben der fremden Gesellen zu arg wurde, wurden sie von ihnen aus dem Land gejagt. Gewöhnlich ging die Botschaft zur Erstürmung der Zwingburgen im Winter durch die Landschaften, wenn die sonst unwegsamen Sümpfe an den Landesgrenzen gefroren waren. Ehe sich die Ritter versahen, waren sie im frühen Morgengrauen von den ergrimmten Bauern auf ihrer Burg umringt. Auf dem sonst schwer zu passierenden Graben lag jetzt eine dicke Eisschicht, die ein leichtes Eindringen in die innere Burganlage ermöglichte. Die Fallbrücke wurde für die nachrückende Hauptmacht herabgelassen, während ihre Ständer mit ein paar wuchtigen Schlägen zerstört wurden. Nur selten gelang es den Rittern, sich längere Zeit in dem Turm zur Wehr zu setzen. In unserem Fall waren sie von dem plötzlichen Angriff überrascht. In aller Eile haben sie ihre Pferde aus dem Stall gezogen, um noch zu retten, was zu retten war. Zu einem geschlossenen Gegenangriff blieb ihnen jedoch keine Zeit mehr. Einzeln wurden sie von den Bauern vom Pferd gerissen und erschlagen. Nur wenigen gelang es, in der Flucht das hohe Feld zu gewinnen. Währenddem räumten andere Bauern bereits die Wohngebäude aus und rissen ihre Mauern ein. In kurzer Zeit blieb von der Zwingburg kein Stein mehr auf dem anderen. Wall und Graben wurde eingeebnet und nur noch ein schwelender Trümmerhaufen zeugte von der einstigen Stätte des ritterschaftlichen Übermutes. Der Bauerntrotz duldete hier keine Vormundschaft, zäh und erbittert kämpften die Freibauern um ihre Selbständigkeit und Freiheit und aus jeder neuen Burg, die von den fremden Herren in ihren Grenzen erbaut wurde, entstanden in kurzer Zeit wüste Trümmerhaufen.

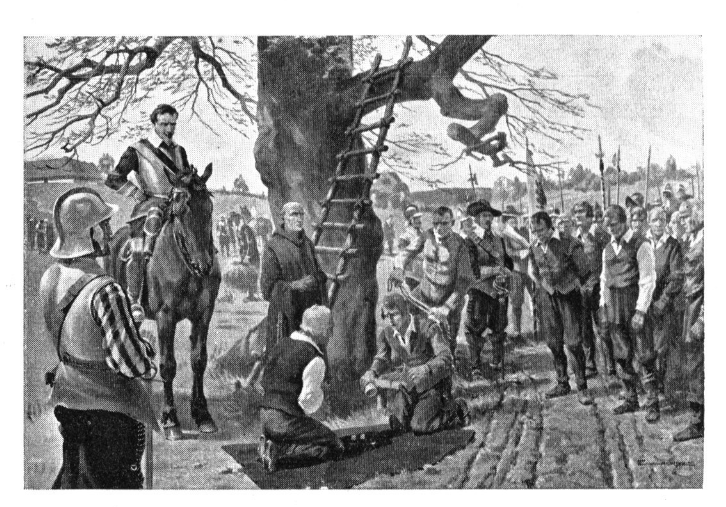
Weitere Bilder der Serie:

„Die deutsche Bauerngeschichte als Volksschicksal"

bearbeitet von Ernst Schaper; nach Originalen von Kunstmaler Jung-Ilsenheim



Der Bauer stund auf im Lande
(Der deutsche Bauernkrieg vom Jahre 1524/25)



Der Frankenburger Bauernmord